

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

222 (24.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Rhön-Segelflug-Wettbewerb 1930

Von Cdo.-Ing. Kurt Maier, Ruppurt
Fliegerlager Wasserfuppe, 21. September.

Einmal im Jahre kommen seit 1920 aus ganz Deutschland die Segelflieger auf dem höchsten Berg der Rhön, der 950 Meter hohen Wasserfuppe zusammen, zu gemeinamer wissenschaftlicher und sportlicher Tätigkeit. Die Jünger des Segelfluges messen in friedlichem Wettbewerb ihre Kräfte, um dabei Neues zu lernen und es bei künftiger Arbeit nutzbringend anzuwenden zu können. Die Wasserfuppe, auf deren Gipfel das Forschungsinstitut und die Flieger-Schule der Rhön-Rolleingeseilschaft sich befinden, ist für die ganze Welt anerkannter Hochburg des motorlosen Fluges.

Etwa 35 Segelflugzeuge wurden zum Wettbewerb auf die Spitze gebracht, mit denen in einer Woche etwa 95 Wettbewerbsflüge ausgeführt wurden. Wenn dieses Resultat dem Väter mäßig dünken sollte, so möge er bedenken, daß der Wettbewerb ein recht launisches Spielzeug ist. Die über 300 Lagesegelflieger erlebten abwechselnd Flugwetter mit künftigen Wind und Sonnenschein, viel öfter Regen und Nebel. Besonders der Nebel, bei dem man keine 5 Schritte weit sehen konnte, hat reichlich überwogen. Wenn es dann einige Stunden schon war, hingen aber auch solche 8 bis 10 Maschinen so etwa 250 Meter hoch am Westabhange und da kam keine runter, ehe nicht Regen oder Nebel dazu zwanzen! Die Kräfte der Winde in und unter den Wolken, ja selbst im Gewitter wurden dem menschlichen Willen dienstbar gemacht und neue Möglichkeiten des motorlosen Fluges erschlossen.

Neben verschiedenen Flügen, die in Höhen bis zu 3000 Meter führten, seien besonders die Streckenflüge genannt; so ein Ueberlandflug von der Wasserfuppe nach Bad Liebenstein (40 Kilometer Länge), ein Flug nach Verra an der Werra (51 Kilometer) und ein Streckenflug von der Wasserfuppe nach Rebaun in der tschechoslowakischen Grenze, mit etwas über 150 Kilometer Länge. Was es bedeutet, ohne Motor im Flugzeug über Berge und Täler hinweg bis zu 150 Kilometer weit zu fliegen, nur die im Winde schimmernden Kräfte verwerdend, möge sich ein jeder selbst klar machen.

Kein Wunder, daß das Ausland der Segelfliegerei ansehnlich solche gewaltiger Leistungen besonders Interesse entgegenbringt, und so waren zum diesjährigen Wettbewerb Engländer, Franzosen, Belgier, Italiener, Spanier und sogar aus Australien, ein Luftfahrtsachmann erschienen, da das Ausland erkannt hat, daß der deutsche Segelflug manche Anregungen gibt, die nutzbringend verwertet werden kann, im Motorflugport oder dem Luftverkehr. So bringt der Segelflug die Länder einander näher, ist international nach seinem Wesen. Sport und Wissenschaft aller Länder fördern und befähigen sich hier wechselseitig; wertvolle Bereicherung können auch der Konstruktion und selbst der Flieger großer Verkehrsflugzeuge aus dem Segelflug gewonnen werden.

Es hat der „Rhön-Segelflug-Wettbewerb 1930“ dazu gedient, uns höher und weiter zu führen, nicht im Raume allein, sondern auch zu neuer Erkenntnis und neuer Tat!

Zweimal Matrosen-Revolte

Biscator und Toller eröffnen die Spielzeit

Einer jener unerschütterlichen Fälle der Weltgeschichte läßt sich, ein Dutzend Jahre nach dem Ereignis, die Matrosenrevolte, die 1917 als erste gegen die Front des Krieges aufstand, in doppelter Beleuchtung erscheinen: Biscator hat seinen erschütternden Dokumentenroman „Des Kaisers Kuli“ für die Bühne bearbeitet, und Biscator stand ihm als Dramaturg und Regisseur zur Seite. Wenige Strahlen weiter tollt Ernst Tollers „Feuer aus den Kesseln“ den Fall der Matrosenrevolte und Kabis auf, die wegen Aufruhr ein Jahr vor dem Zusammenbruch erschossen wurden.

Biscator konnte die Macht und Grandiosität seines epischen Werkes nicht in das Drama hinüberretten. Fast immer, wenn ein Roman

in ein paar Bühnenbilder kristallisiert werden soll, gibt es Sprunghafes, Unfertiges. Außerdem schwanken Biscator/Biscator zwischen dem Kollektivismus der Masse, der Soldaten, Matrosen und der Einzeltragödie der beiden Aufrührer. Die Agitation steht an erster Stelle auf Kosten des gestaltunsmäßigen Matwendigen. Und die Agitation verlangt einen Querschnitt durch die Revolution, bei der sie nicht stehen bleibt, sondern darüber hinaus eine Bilanz der Nachkriegszeit zieht. Nachkriegszeit ist Biscator politisch gemäßigter geworden — mocht das sein Goffspiel im Volkstheater bei Salzenburg? Er konzediert jetzt auch nicht blutrot kommunistischen Leuten Existenzberechtigung. Aber bei dem Bemühen universal zu sein, alles aufzudecken, stolpert er theatralisch. Er findet kein Ende, der Aufbau zerbröckelt in einem Nebeneinander von Szenen, die anfänglich starke Wirkung verleiht, zumal auch die starren konstruktiven Bühnenbilder mit der Zeit ermüden. Der starke Beifall war weniger das Ergebnis einer künstlerischen Größe als eine Demonstration. Wo die dramatischen Mittel aufhörten taten kommunistische Tendenzdialoge das Ihre. — Die Schauspieler (Kaiser, Biscator selbst und andere) gaben, wenn auch häufig unbedeutlich im Wort, scharfe Umrisse.

Ernst Tollers „historisches Schauspiel“ will kein Dokument sein. Er nimmt als Dichter das Recht in Anspruch, Schauspiel zu verändern, Ereignisse zu verlegen, Personen zu erfinden — auch rein entwicklungsmäßig sei es uns einen anderen Abschnitt als Biscator. Im Vordergrund bleibt die Tragödie der Matrosen Reichlich und Kabis. Das Schweigen der Kameraden, in dem unendlichen Trauerschmerz, und die Wellen einer nicht mehr fern Revolution und schließlich das Stück. Toller, der selbst für sich und seinen Schwerkampf durchkämpft hat, schreibt nicht aus einer literarischen Gattung heraus. Er gestaltet diesen nunmehr schon geschichtlichen Vorgang wie eigenes Erleben, er predigt nicht, er agitiert nicht — er dichtet. Die Angst vor dem Tode, die die Leute an der Reife müht, ihr animalischer Lebensinstinkt, der gegen das unerträgliche Kriegsgericht aufsteht — ist so ewigwährend, daß es Materialismus und politische Tendenz als etwas Selbstverständliches enthält und seiner Betonung bedarf. Hier war der spontane Applaus der Zuschauer nicht Demonstration, sondern wahrer Entzückung. — Die Spieler (Konto, Lorre, Vinan, u. a.) ganz im Dienste ihrer Aufgabe, geben unter Tollers und Hinrichs ausgezeichneter Regie Biscator die Saison hat begonnen. Stark, kämpferisch, lebendiges Theater. Die hohen Ermattungen sind aus höchste verwirrt.

Puri-Puri

„Puri-Puri“ ist auf Neuguinea der Name für Zauberer und schwarze Kunst, für alles, was sich der Eingeborene nicht ohne weiteres erklären kann und der Zauberer ist der einflussreichste Mann in den Dörfern der Papuas. Die Macht und der Einfluß eines solchen Zauberers ist keinesfalls zu unterschätzen. Nicht selten gelang den Eingeborenen die Einschüchterung der Eingeborenen, wie z. B. die Verhinderung des Landes erst, wenn der Kolonialbeamte beweisen konnte, daß ein „Puri-Puri“ viel wirksamer war als das des angekommenen Dorfschäfers.

Einige lustige Geschichten darüber erzählt Merlin Moore Taylor in seinem bei Brockhaus erschienenen Buche „Bei den Kannibalen von Papua“. So ließ ein Regierungsbeamter, um den alten Zauberer Tata-Koa kalt zu stellen, eines Tages öffentlich bekannt geben, er würde an einem bestimmten Tage das Puri-Puri des weißen Mannes zeigen. Am festgesetzten Tage strömten die Eingeborenen scharenweise im größten Eifer zusammen. Der Beamte tat auf einen Stein etwas Staub, hielt einen weißen Stein gegen die Sonne — und die „Erde“ ging in Rauch und Feuer auf. (Der Beamte hatte ein wenig Schießpulver auf den Stein gelegt und es mit einem Brennglas entzündet.) Dann nahm er einen Stod und rief Donner und Blitz herbei — sie kamen sofort aus dem Ende des Stodes herausgeschossen und holten ihm, daß die Papuas nach dem ersten Zaubererfolg so weit weglaufen waren — sonst hätten sie vielleicht doch gemerkt, daß der „Stod“ eine Pinte war!) Das dritte Puri-Puri war noch schrecklicher! Der Beamte gab vor den Augen der Zuschauer Wasser in eine Muschel und schluderte es an — daß das „Wasser“ Alkohol war, konnten sie ja nicht wissen. Dazu brach er, wenn die Eingeborenen nicht gehorsam waren, das ganze Meer anzuwühlen, und unterließ es erst auf ihr anfälliges Geheul hin. Der vierte Zauber aber war der schlimmste: Vor den Augen der Eingeborenen herte sich der unheimliche Mensch die Zähne aus dem Mund und wieder hinein und forderte dann hohelohend den bisher allmächtigen Tata-Koa auf, das Gleiche zu tun! Das war zu viel — Tata-Koa brüllte sich seitwärts in die Büsche; und als er nach Waden, vom Helmweh angetrieben, wieder zum Vorschein kam, hätte er das Zauberbandwerk endgültig an den Nagel gehängt. Fortan ernährte er sich durch sogenannte erbliche Arbeit und wurde Fährmann.

Somit aber ist der Zauberer auf Neuguinea noch eine Macht: Er braucht jemandem nur mit dem gehörigen Nachdruck und oft genug zu prophezeien, daß er sterben werde — der Betreffende glaubt es so sehr, daß er fast nur Angst stirbt. Ist er jedoch halsstarrig und läßt der Tod lange auf sich warten, so hat Beobachtung den Zauberer gelehrt, daß sich jemand nur ein wenig mit einem Soldaten zu rufen braucht, der einige Tage in laulendem Fleisch gelegen hat; dann ist er sicher dem Tode verfallen. Sehr nützlich sind auch die winzigen Stüchchen Bambusblätter, fast zu Pulver zerstoßen, die durchbohrend den Darm und ruhen Entzündungen und Fieber hervorzubringen und töten den Mann, der dem Zauberer unbequem geworden ist. Die Galle eines bestimmten Fisches macht gelähmt, einen Menschen bewußtlos — es gibt Heilkräuter und Giftkräuter — und Wärme heilt und tut gut; diese Weisheiten sind dem Zauberer bekannt, ebenso der Zusammenhang zwischen dem Wetter und dem Erfolg des Fischfangs oder der Gartenarbeit. Dazu kennt er noch einige recht raffinierte Zaubertricks: So hat ein von der Expedition Toller's beledigter Zauberer die drei Pfadfinderhelfer Toller's gelehrt, auf ihrem nächsten Marsch schon plötzlich die gereizte Wirtshausbesitzerin auf den Belegter des Zauberers zu lassen. Die Unternehmung erab, daß der Zauberer die Schlinge einer Schlinge gelegt und sie so gefesselt mit einem der Halsbänder in einen Topf gelegt hatte, dessen Deckel mit einem Stein beschwert wurde. Schließlich zündete er ein Feuer unter dem Topf an. Als sich die Expedition dem Standpunkte des Topfes näherte, stieß er den Deckel herunter, und die Schlinge (sich) aerabwärts auf den vorangehenden Leiter los, dessen aus dem Halsstuch hervorkommener Geruch sie mit ihrer Materie verband!

Lebrigens haben die Zauberer durchaus das Bestreben, sich nicht mit der von den ihnen überkommenen Weisheit zufriedenzustellen, vielmehr sich nach Möglichkeit auch die Puri-Puri des weißen Mannes zu eigen zu machen. So hat einer der Zauberer nach einer Gefangenschaft, die er an der Küste verbrachte, dort den Namen „Junferman“ der Station entlehnt. Es hatte sich schon herumgesprochen, daß die weißen Männer durch die Luft mit ihrem Flugzeug die weit entfernten Inseln, sprechen könnten! Also baute er sich ein Stangen und Schlingensystem einen eigenen Junferman. Seine hingen an zwei langen Ketten zwei Mücheln an, die er nach seiner Angabe mit allen Menschen und mit den Gefangenen sprach. Ein anderer Zauberer, der mit dem weißen Mann (abgesagte Hüfte) zusammengekommen hat, bewohnte eine Hütte (sogenannt: In seinem Dorfe hatten die Eingeborenen ihre Pfadfinderhelfer (abgesagte Hüfte) beiläufig gesehen, nahen sie und die Pfadfinderhelfer (abgesagte Hüfte) wußte mit dem Alter. Aber die Pfadfinderhelfer übertrifft sie alle, denn vielleicht ist darin noch etwas mehr als dem Puri-Puri des weißen Mannes gefangen, dessen Einfluß auf die braunen Menschen auf Neuguinea ja erkannt haben!

Roje - Em 12

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Kof
Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

26 (Nachdruck verboten.)

„Wenn Sie mir reinen Wein einschenken und von der Leber was erzählen, was es mit dem Medaillon für eine Bewandnis hat und was Sie vom Louis wissen, will ich versuchen, Sie zu retten!“

Der Eindringling überlegte.

„Seien Sie gewis, Jacques Randoux. Die Geschichte kann Sie den Krogen kosten!“

Der arme Teufel schauderte; er glaubte schon die fatale Schlinge um den Hals zu fühlen. Und er gab den Widerstand auf.

Moon beherichtigte die Kunst zuzuhören. Auch das ist eine Gabe; eine ieltene sogar.

Und Jacques Randoux erzählte. Er empfand es geradezu als Wohlthat, nun endlich sein volles Herz ausschütten zu dürfen.

Moon lauschte still und aufmerksam.

Als er von der weißen Villa am Corniche hörte, von Louis' lauterem Verschwinden und der schauerlichen Vision der folgenden Nacht, da leuchtete es in seinen Augen auf.

Jacques war zu Ende. Er spuckte — es war wie ein Schluckpunkt — auf die Steinfliesen der Zelle. Hoffentlich war seine Beichte seine neue bläde Unvorsichtigkeit gewesen! Oder hätte er das Maul halten sollen?

Aber Moon lächelte nach wie vor einen vertrauensvollen Einbruch auf ihn aus.

So nahmen die Beiden bewegten, heralichen Abschied, der große Detektiv und der mordverdächtige Verbrecher.

Sie hatten aneinander ausgesprochen Gefallen gefunden.

„Nun“, fragte Fabre gönnerhaft, „was haben Sie aus Jacques herausgeholt?“

„So dies und das“, bemerkte Moon leichtsin.

Fabre scherzte weiter. „Haben Sie keiner schwarzen Seele das Gehändnis entziffert?“

„Nein“, gab Moon kleinlaut zu.

„Sch hab' mirs gedacht. Das ist ja selbst mir — vorläufig — noch nicht gelungen. Aber ich werde den verstockten Galgenvogel schon zum Reden bringen — eine bagatelle!“

„Dart ich Ihnen einen beisehenden Rat geben, Herr Kommissar?“

„Wird gern abgelehnt.“

„Geben Sie diesen Jacques Randoux laufen, wenn er sonst nichts Besonderes auf dem Kerbhols hat!“

„???“

„Glauben Sie mir: Ich weiß, daß er nicht der gesuchte Mörder ist!“

Fabre war perplex. Gleich darauf mokierte er sich: „Wissen Sie das auch bestimmt?“

„Ganz bestimmt. Ich glaube überhaupt so Verschiedenes zu wissen.“

„Ach? — Dann wissen Sie vielleicht auch von wem der verdammte Fingerabdruck stammt?“, sagte der Kommissar ironisch.

„Zufällig ja!“ pflichtete Moon bei. Er holte aus seiner Brieftasche das abgerissene Blatt eines Notizbuchs hervor und zeigte es Fabre.

Der starre entzifferte das Papier an, auf dem sich ein tintenbeschnittener Finger abgedrückt hatte.

Ein Doppelschlingenmuster. Schräg über die Basillienlinien zeichnete sich die Runne einer feinen Karbe.

Der Kommissar schenkte in die Höhe wie eine Spitzfeder. „Derselbe Fingerabdruck!“

„Ganz meine Ansicht!“, lobte der Detektiv.

„Nun stammte: „Und — von wem — ist er?“

„Von Professor Verraud“, gab Moon verbindlich Auskunft.

Dann faltete er das Blatt sorgfältig zusammen, steckte es behutsam in seine Brieftasche zurück und empfahl sich mit einer lebenswürdigen Verbeugung.

So ein Verdauungsschläuchen ist doch etwas Schönes! Zwar hätte Marcel Dures ein Brödel der süßen Mandelorte, der sich hinter seinen karibischen Stofsahn vertragen hatte. Aber dadurch ließ sich der Wadere in seiner Siefta nicht sonderlich beeinträchtigen; er verfluchte nur von Zeit zu Zeit, den Brödel schmalzend herauszulassen.

Die Sonne schlich ins Fenster. In ihrem Strahl, der auf Dures roter Nase funkelte, wirbelten Miriaden staubförmiger Staubkörner.

Wiederlich rüttelte der Inspektor seinen Sessel herum und beachichtigte, nun endgültig die Neugeln zu schließen.

„Wo ist der Teufel Verraud?“ Der Kommissar stürzte in die Stube.

Der Inspektor angelte ärgerlich aus der Antiefe eines Faches ein mit Bindfaden säuberlich umbundenes Altenbüchel hervor. Fabre entriß es dem Erstaunten förmlich, schrie: „Den Fall übernehme jetzt ich!“ und stob davon.

Den Fall? Es gab doch gar keinen Fall Verraud mehr!

Der Mann war doch unwiderruflich tot! Fast hätte er sich verlesen lassen, ein unchristliches „Gottlob!“ hinauszulassen.

Fall Verraud — verwunderlich.

Hochst verwunderlich.

Erst der alberne Primatdetektiv und nun der eingebildete Fabre! Der hatte vor lauter Aufgablosheit offenbar den Verstand verloren.

Ihm konnte es egal sein.

Marcel Dures faltete die runden Broichinger über seinem müde lästigen Magen. Er umringt zur Kot die Hülle seines Bauches, als wollte er ihn hüten wie ein kostliches Kleinod.

Und er istlich endlich ein.

XV.

Die in Wein gekochten Mücheln wollten kein Ende nehmen.

Seit einer Viertelstunde schon lag Kabis Moon in der Lage der Coquillage am Quai des Belges und versuchte eine Müchel nach der anderen, ohne daß sich der Inhalt der dampfenden Terrine verflüchtigte hätte. Und bei jeder Müchel, die er aß, verfluchte er ein neues Problem zu entschleiern.

Es gab ihrer viele. Eine unabsehbare Reihe von Fragen, auf die der Detektiv keine Antwort zu geben vermochte.

Woher Verraud?

Wie er der Mörder? Der Fingerabdruck schien es zu bemerken!

Warum war er verschunden?

Aus Furcht vor Entdeckung?

Welche Rolle spielte Kogetti? Seine Broichute war zu unzähligen Ehren gekommen. Moon hatte den Nachmittags dazu den vergleichen Pathologie doch noch aufzuzeichnen und zu bezeichnen.

Aus einem der Kapitel ging hervor, daß Kogetti's Fortschritte auf dem Gebiete der Bioelektronik mit denen Verraud's nahezu identisch waren.

Hätte man Selbstmord fingiert, als — nach Moons Besuch am Corniche — die Nachforschungen unbehagen zu werden begannen?

Um sehr hatte sich der Professor aus der Ober entfernt. Mitternacht stürzte Louis — er war es doch? — aus dem Montparnasse.

Woher kam das Auto, das Jacques gebürt? War es Kabis' Wagen? Wenn ja — warum ließ es der Chauffeur im Park stehen, statt in die Garage zu fahren?

Wie kam es, daß Grads Kopf nicht vom Kumpfe getrennt worden war? Sollte er die Flucht gewagt, als man eben seine Hand legte?

Jacques hatte aber keinen Laut gehört, kein Sifferusen?

Warum — ja — warum lieferte der Mörder seine Opfer St. Pierre ab?

Eines stand fest: Die weiße Villa am Corniche barg ein argwöhnliches Geheimnis. Dort nur mochte die Lösung aller dieser Fragen zu finden sein.

Sollte ihn Kogetti nicht in rührender Freundlichkeit aufgefordert ihm recht bald wieder eine Visite abzustatten?

Sollte Moon es nicht wagen?

Da mühte er doch Wort halten!

Noch — heute Nacht.

(Fortsetzung folgt.)